

Das Menschlein Matthias.

10]

Erzählung von Paul Sig.

Schuldbeunzt sah Matthias diesem sanftmütigen, versonnenen Ringen zu. Er merkte wohl, daß er der Geliebten großen Kummer machte. Vielleicht war sie doch auch ein wenig froh, wenn er wieder zu den anderen zurückkehrte? Erfragen konnte er dergleichen nicht, dazu fehlte ihm jenes ursprüngliche Zutrauen, das Mutter und Kind aus frühen Tagen verbindet; seine Mitteilbarkeit war gehemmt, irgend etwas an seiner Beschützerin blieb ihm fremd, verschlossen. Es versuchte ihm mehr Pein als Behagen, mit ihr in einem Bett zu schlafen oder an ihrer Hand auf der Straße zu gehen. Morgens beim Aufstehen verstaute er vor Angst das Gesicht unter der Decke, bis sie halbwegs angezogen war. Seltsame Schrecken und Beklommenheiten überfielen ihn auf Schritt und Tritt. Nur jene stets zu Krisen geneigte Liebe, an der das Rätsel ihrer unverbrauchten Schöne, das Geheimnis ihrer vornehmen Tätigkeit großen Anteil hatte, besetzte ihn nach wie vor; das Bewußtsein, eine Mutter zu haben, die eine Stunde später als die gewöhnlichen Arbeiterinnen ins Geschäft ging, ließ seinen Stolz gehörig anschwellen.

Warum wollte es ihm dennoch bei ihr nicht recht gefallen, wo er's so ungewohnt gut hatte, keine beschwerlichen Gänge oder Hautierungen zu machen brauchte und zudem noch die legersten Sachen zu essen bekam? Das war gewiß eine abgründliche Schleichigkeit, über die er sich selber entsetzte. Als zerren ihn zehn Hände, so zog es Matthias nach der alten Hütte am Berge, nach den blutigen Kriegen mit den Gespielen, in denen er stets unterlag, nach all der Mühsal, den Entbehrungen, Schlägen, derentwegen ihm vordem so oft die Augen übergingen.

Da ihn die Mutter vor dem Aufbruch ins Geschäft mit düsterer Sorgfalt musterte, jeden Fleck am Gewand ansrieb und dazu noch ein neues Hemd anziehen ließ, dachte er erst, es gehe schnurstracks zum Bahnhof, wieder hinauf ins liebe alte Elend. Sie sagte nichts anderes als: „Wir wollen doch einmal sehen... Ich laß' es darauf ankommen...“ und so ähnliche, unklare, drohende Sprüche. Auch hielt sie selbst eine aufgeregte Spiegelschau, zog die besseren Handschuhe an, ein schönes Täschchen und den sonntäglichen Sonnenschirm hervor. Dann nahm sie Matthias mit aller Entschiedenheit bei der Hand und schlug wie gewohnt den Weg nach dem Geschäft ein.

Die große Stüdereibeiche, zwei hintereinander stehende langgestreckte Kasernen, lag außerhalb der Stadt. Ein breites Pflaster trennte sie von einem recht ungeschäftsmäßigen Obstgarten und hinten Wiesenland von einer lustigen Arbeiterkolonie, hübschen Einfamilienhäusern mit bescheidenen Vorgärten.

Vor dem hohen Eisengitter machte Brigitte Halt und warf einen Blick nach der Miesemühl am Hauptgebäude, über dem in mannhohen Buchstaben geschrieben stand: Hirsch, Herzfeld und Kompanie. Es mußte gleich zwei schlagen. Vom Hinterhaus war das dumpfe Rollen der Maschinen zu hören, die überall geöffneten Fenster gaben Ausschnitte einer mannigfaltigen Tätigkeit. Ueber den Vorplatz kamen auch schon hochbeladene Wagen gerastelt, die Rohwaren anbrachten oder mit gewichtigen Exportkisten zum Bahnhof führen.

Matthias sah von alledem so viel wie nichts. Er hatte vor der Schwelle des Pfortnerhauses einen mürrisch blickenden Mann in Uniform mit Schirmmütze entdedt, von dem er sich wenig Gutes versprach. Diese Gattung Leute kannte er schon von den Guggisauer Gasthöfen her: es waren bössartige Raubvögel, die mit feinesgleichen kurzen Prozeß machten. Der Knabe zweifelte keinen Augenblick, daß sich der Wächter seinem Eintritt energisch widersehen, ihm ganz einfach den Laufpaß geben werde. Er dachte deshalb gleich, es wäre besser, die Mutter würde es nicht „drauf ankommen lassen“.

Doch sagte diese scheinbar ruhig: „Grüß Gott, Herr Hüß. Ich möchte mit Herrn Hirsch senior sprechen. Ist er schon da?“ Matthias bebte bis zu den Zehen hinunter. Jetzt mußte es kommen: „A bah, fort mit dem Knirps, der hat hier nichts zu schaffen!“ Er war bereit, gleich wieder der Stadt zuzulaufen, so schnell er Boden fassen konnte.

Herr Hüß entgegnete durchaus leutselig: „Es kann noch gut fünf Minuten dauern. Na, ist das etwa der Hüß, Fräulein Böhi? Auf Besuch. So, so. Da möchten Sie heut natürlich ein bißchen Feiertag machen? Präzis!“

Matthias mußte dem Bullenbeißer die Hand geben, sich anschauen, beschwären und beloppen lassen. Da er jedoch sah, in welchem Ansehen die Mutter bei dem Herrn Aufpasser stand, sträubte er sich wenig und gab freundliche Antworten. Ihn deutete, es könne ihnen somit nichts mehr fehlen. Schon gingen ihm die Augen auf, was er in dem großmächtigen Palast alles sehen und erleben werde. Zuerst drangen sie zwar nur in den Ganggang vor, wo sie saßen und harrten, bis auf der Treppe ein kleiner silberhaarer Mann erschien, der die Augen misliebig zusammenkniff, als ihm Brigitte Böhi mit dem Knaben entgegentrat. Das war Hirsch senior, der Chef des Hauses, gefolgt von Herzfeld junior — der Amerikaner genannt — und dem Hauptkassierer Wankel, der nicht etwa nur seines Amtes wegen die größte Achtung bei den Angestellten genoss. Ein Riese von Gestalt, der seinen Herrn um zwei Kopflängen überragte, ging er stets ein wenig geduckt, fast als schämte er sich seiner physischen Ueberlegenheit. Die in Lösung und Größe schier unmensächliche Nase entstellte das gerötete Gesicht, doch war ihm dieser Schönheitsfehler dafür zum deutlichen Kennzeichen der Herzengüte gediehen. Er zwinkerte dem kleinen Besucher im Vorbeigehen ohne weiteres freundschaftlich zu, als wollte er sagen: „Nur munter, mein Sohn!“ Bergleiblich suchte man diesen Zug in der kalten Glätte und geschmiegelten Art des Amerikaners, der die ihm verliehene Macht gegen Untergebene meist schroff herankehrte und seine Gunstbeweise verteilte wie der April den Sonnenschein. So kam es, daß, wenn Herzfeld junior durch die Arbeitsäle schritt, das Singen und Schwätzen der Mädchen sogleich verstummte, die Mannen schnell ihre Säppengläser verbargen und aller Augen sich leuchlerisch beflissen über die Arbeit warfen. Auch der alte Hirsch war kein Patron, für den die Untergebenen durchs Feuer gingen. Aber seinem Gerechtigkeitsinn trante man immerhin größere Stücke zu und sprach mit Respekt von seinen Geistesgaben. Selbst die reichen Trenstädter, denen der rührige Jude lange ein Dorn im Auge war, mußten sich beugen vor der Umsicht dessen, der in dreißig Jahren ein Welthaus geschaffen und über Stadt und Land einen unversiegligen Segen gebreitet hatte. Klein und groß kannte das weiße, welke Männchen mit dem goldenen Kneifer, dem fremdartigen Badenbart und einer eigentümlich schiefen Schulter, die ihm mehr noch als der immerwährende grämliche Zug in den Mundwinkeln das Wesen eines überlasteten, gehetzten Menschen verlieh. Jeden Mittwoch, wenn die Stiefabrikanten auf dem Marktplatz ihren Markt abhielten, war Hirsch senior in ihrer Mitte zu sehen, Sommers im grauen, winters im schwarzen Rock und Zylinder, eine kleine Gottheit von Macht und Einfluß, die nur flüchtig an den Hutrand tippte, wenn sich die anderen vor ihr bückten, und trotz der dünnen, im Wachstum ebenfalls zurückgebliebenen Stimme großes Gewicht in ihre Befehle legen konnte. Auch der aufmerksame Matthias Böhi merkte bald, daß dieser noch eine höhere Instanz war als der Dildbauch mit der Schirmmütze am Eingang. Die Mutter war jetzt blaß, verlegen und geriet ins Stottern, während der kleine Gewalthaber unwillig eine Tür aufmachte und mit ihr dahinter verschwand. Matthias mußte draußen bleiben. Der Gestrenge hatte ihm weder die Hand noch ein gutes Wort oder auch nur einen freundlichen Blick gegeben. An dieser Nichtachtung sowie an der mütterlichen Zagheit ermaß der Knabe die ganze Macht und Herrlichkeit von Hirsch senior. Ein König im Sermelin hätte ihn nicht tiefer einschüchtern können. Vor grenzenloser Hochachtung blieb er mit offenem Munde stehen.

Zu seinem auf englisch-bequeme Art eingerichteten Kontor hörte Herr Hirsch den Koststandsbericht der unglücklichen Mutter geduldig an. Er ließ sie nicht merken, daß er ihre Geschichte sowie den Vater ihres Kindes genau kannte, sondern nickte nur wohlwollend zu ihren ebelichen Bekenntnissen. Erst als sie den eigentlichen Grund ihrer Anwesenheit nannte, machte der Prinzipal größere Augen. Brigitte hat, den Knaben bis zum Schulbeginn mit sich ins Geschäft nehmen zu dürfen. Sie legte mit rührendem Eifer dar, daß er im Musterzimmer keinerlei Störung verursachen, ihr vielmehr

noch manche nützliche Handreichung leisten könne, während sie auf diese Weise der Sorge um sein Wohlergehen enthoben sei.

Dieser Fall war selbst dem erfahrungsreichen Sirsch senior noch nie vorgekommen. Er wußte nicht, sollte er den harmlosen Sinn des Musterfräuleins belächeln oder den Mut und Scharfsinn der jungen Mutter bewundern. Ohne Zweifel hatte sie in ihrer Seelennot den einzig gangbaren Ausweg gefunden. Aber noch ein anderes lauerte im Hintergrund.

„Abgesehen davon, daß ein Geschäft keine Kinderbewahranstalt ist, haben Sie auch bedacht, was etwa gewisse andere Leute dazu sagen würden?“ fragte Herr Sirsch mit Zurückhaltung dessen, was ihn für die artige und tapfere Wittstellerin einnahm.

Da aber konnte sich Brigitte Böhi nicht mehr halten. Sie vergaß, vor wem sie stand, und ließ ihren glühenden Mutterzorn sprühen.

„Wenn Sie den Vater des Kindes meinen — entschuldigen Sie, Herr Sirsch — nun denn,“ fuhr sie in Todesverachtung auf, „was der sagt, das kann mich nicht rühren. Ich habe, so wahr mir Gott helfe, nie einen Heller von ihm genommen und würde mich schämen, wenn's anderes wäre. Er hat sich ebensowenig ums Kind gekümmert. Das weiß der Himmel, daß ich von diesem Mann nichts will. Und Furcht kenn' ich erst recht keine vor ihm — mag er noch so ein Recht- und Gewalthaber sein! So wie er's mir unerfahrenem Ding damals machte —“

Aber dies war denn doch ein zu arges Mißverstehen der begründeten Einwendung. (Fortf. folgt.)

Mißbrauchte Technik — befreiende Technik.

Bei Eugen Diederichs in Jena erscheint eben eine Schrift von Eberhard Schimmer: „Philosophie der Technik, vom Sinn der Technik und Kritik des Ansinns über die Technik“. Ein praktischer Techniker — der Verfasser wirkt im Jenaer Glaswerk —, der zugleich ein wissenschaftlicher Philosoph ist, ein kritischer, freier und sozial-idealistischer Geist entwickelt in diesem Buch helle, überlegene und große Gedanken über den Kulturbetrieb der Technik, als der materiellen Befreiung und Freiheit des Menschengeschlechts. Aus dem Schlusssapitel „Das Kulturbild der Zukunft“ geben wir die folgenden Betrachtungen wieder:

In der neueren Zeit zeigt sich allerdings eine Erscheinung auf dem Felde der technischen Arbeit, an der auch der Techniker vernünftigerweise den ärgsten Anstoß nehmen muß. Ich meine jene gewissenlose, natur- und menschenunwürdige Ausnutzung erfinderrischer Gedanken im Dienste eines kulturblinden Wirtschaftsbetriebes, der lediglich das Prinzip ungehinderter Erzeugung „wirtschaftlicher Werte“ gelten läßt, unbedünmert um die Wahrung oder Förderung der anderen Kulturwerte. Aber ich frage: Ist dieser anarchische, ideenlose Wirtschaftsbetrieb die notwendige Konsequenz der Technik? — Nein! Es ist die rückständige, faule Staatsleitung, die hier anzuklagen ist.

Freilich wäre es feige und scheinheilig von uns Technikern, wollten wir diese bedauerliche Begleitererscheinung der Industrie gänzlich von uns abschütteln. Eenergisch verwahren müssen wir uns nur gegen kritiklose Werturteile gewisser Kulturphilosophen, die von einer vernünftigen Wirtschaftsform auf den Kulturwert der schöpferischen Technik an sich schließen und die also das Ideal, das der Techniker im Dienste der Menschheit zu realisieren sucht, verwechseln mit den egoistischen Zielen kulturfeindlicher Spekulanten. Selbst der schimpflichste Mißbrauch der von uns erstrebten materiellen Freiheit würde noch nicht das Geringste gegen den Kulturwert der Technik an sich befehlen!

Mißbrauch der Technik freilich sehen wir noch, wohin wir heute in der Industrie blicken. Solange eben die Verfügung über die von den Erfindern errungenen Mittel in den Händen uneingeschränkter, in ihren geistigen und moralischen Qualitäten unbesehener Geldbesitzer liegt, können sich die Dinge schwerlich anders entwickeln. Amerika zeigt uns, wohin es auch bei uns einst kommen würde — wenn es so weiterginge. Aber das Gewissen eines Kulturreicheren, innerlich befreiten und so selbstbewußten Volkes, wie des deutschen, erhebt den energischsten Protest dagegen. Und so werden, wenigstens in absehbarer Zeit, der Staat, in erster Linie aber die Gemeinden, Schritt vor Schritt auf die vernunftgemäße Dispositionen des Wirtschaftsbetriebes einzuwirken haben.

Hören wir nur, was Wells, ein begeisterter Freund der Amerikaner, über die Industrie in Chicago und Umgegend berichtet, und wir haben ein Bild des Manchesterturns, wie es im Buche steht:

„Chicago,“ sagt Wells, „ist die vollendetste Darstellung des individualistischen Industriebetriebes des neunzehnten Jahrhunderts, die mir je in all ihrer ungeheuren, großartigen Unschönheit begegnet ist. . . . Es ist die grobe, aus wildestem Wettbewerb hervorgegangene, würdelose, unintelligente Entfaltung materiellen Reichtums. . . . Alles, was in Amerika, in Lancashire, im süd-

lichen und westlichen London, am Pas de Calais, im westlichen Preußen häßlich ist, gehört hierher, kommt auf Rechnung des Drängens und Stoßens, des unintelligenten Gebarens ungebildeter, moralisch abgestumpfter Menschen.“

Und die nähere Beschreibung dazu: „Chicago brennt bituminöse Kohle, und der Dunst ist dort noch ärger als in London; zu beiden Seiten der Bahn erheben sich ungeheure Fabriksschloten, große rauchgeschwärmte Getreideelevatoren, flammengerönte Schmelzöfen und ungestaltete, häßliche, schmutzige Fabrikgebäude; überall unförmige Haufen von Abfällen, verwahrloste, leere Grundstücke, auf denen rostige Blechbüchsen, altes Eisen und unbeschreiblicher Schrott umherliegen; dazwischen Gruppen schmutziger, verdächtig und krankheitsgefährlich aussehender Dolzhäuser. . . .“

Ich frage aber nochmals: Ist dieser Schauplatz blindesten Selbsterlöschung etwa die Manifestation der Technik? Der Technik, in der wie Idealisten — welche grimmige Ironie! — die materielle Freiheit des Menschengeschlechts verwirklicht sein möchten? — Es ist ihr gräßlichster wirtschaftlicher Mißbrauch, derselbe Mißbrauch, der die Kirchen und Kunsttempel zu Folterkammern und Geschäftshäusern machte. Wir sehen hier nur, wie die Amerikaner ihr Götzenbild, den Rammon, mit Hilfe der Technik verehren.

„Der Morgen kommt . . .“ ruft Wells trotz seiner Schilderung am Ende aus —; „auch mitten im düstern, schmutzigen Chicago gewahrt das Auge des Hoffnungsfreudigen das Licht einer neuen Zeit; es sieht neue Anschauungen, größere Umsicht auf das Große und Ganze gerichtete Entwürfe und die zu ihrer Verwirklichung gehörende Disziplinierung kommen; es sieht aus dem fallenden Dinger der Gegenwart das frische, grüne Laub der Riesengewächse einer geordneteren und schöneren Zeit aufsprossen.“

Wells ist ein Mann der Zukunft. Er hat den Mut zu sehen, daß die technische Entwicklung nicht mit Notwendigkeit diese Scheußlichkeiten hervorgebracht hat, daß im Gegenteil die Technik die einzige Macht sein wird, um sie aus dem Wege zu räumen.

„Nicht unser Fehler ist es,“ sagte schon Eyth, „daß die Fortschritte des technischen Schaffens hundertfach mißbraucht wurden, auch nicht, daß ihre Folgen mit den Gewohnheiten eines scheidenden Geschlechts nicht immer und nicht sofort harmonieren. — Wo solche Dissonanzen vorübergehend auftreten, sind wir nicht mit allen verfügbaren Mitteln sofort an der Arbeit, eine neue Harmonie herzustellen? Und ist dies gelungen, ist dann nicht jedesmal die Menschheit um einen Schritt vorwärts gekommen?“

Aber die Kulturpessimisten geraten bei den Dissonanzen eines entarteten Wirtschaftslebens mit der Natur und Kultur schier in Verzweiflung — wie alle Pessimisten bei jedem Fehler, den die Welt zeigt, sogleich am ganzen Dasein verzweifeln.

Allen Pessimisten zum Trost behaupte ich nun: Unser technisches Zeitalter wird in einer genialen Periode gipfeln, herrlicher und großzügiger, fühner und tiefgründiger, als jemals eine auf der Erde dagewesen ist!

Die Technik schafft, das gilt es vorerst zu sehen, eine ungeheuer freie Basis des Kulturlebens, einen Maßstab der Verhältnisse, der sich ähnlich abhebt von allem bisher Dagewesenen, wie die Ereignisse in der großen Welt von den Vorgängen in den kleinen Städten und ihren engen Gäßchen.

Denn wir stehen vor den goldenen Toren eines Riesenbaues, an den Stufen einer neuen Kultur, die so riesenhaft ist, daß nur wenige instände sind, von hier aus das künftige Dasein dieses Lebens sich im Geiste zu vergegenwärtigen; weiß man doch am Fuße eines Bergriesen niemals, wen man eigentlich vor sich hat. — Und die Techniker sind es, die das Fundament dieses Bauwerkes erschaffen, von deren Arbeit wir doch nur erst die schwächsten Anfänge sehen. . . .

Der Geist der Technik bereitet sich vor zur Eroberung der Welt, zur Schöpfung einer neuen Zeit, die alle bisherigen Vergriffe übersteigt.

Eine ungeheure Resonanz im ganzen Menschengeschlechte, eine alles ergreifende Gemeinschaft, Vertausendfachung des Inhalts, der Kulturmaterie prägt dieser für uns noch namenlosen Umgestaltung der Wirklichkeit ihren Stil auf. Um in dieser überwältigenden Großzügigkeit des Lebens persönlich zu wirken, werden mächtige Schöpfer, vielleicht in den tiefsten Schichten des Volkes geboren, die den objektiven Geist gleichwie ihren eigenen natürlichen Besitz mit übermenschlich scheinender Energie ausstrahlen: Die Genies der Zukunft, die berufen sind, dies kümmerliche Zwergegeschlecht der Tradition zu entsehn.

Und diese werden die Furcht vor dem Gespenst der Gleichheit zu kennen wissen. Sie werden es dienstbar machen ihrer grandiosen, die Wucht einer Vertausendfachung tragenden Schöpfung neuer individueller, aber riesenhafter monumentaler Formen der Kultur.

Sehen wir den Kulturpessimismus unserer Zeit bei Lichte an, so ist er in letzter Hinsicht weiter nichts als das Bekenntnis der größtmöglichen Angst vor den Wirkungen des Quantitätsfaktors des modernen, auf Hervorbringung des unendlichmal Gleichen, des Massenhaften gerichteten technischen Schaffens. Wie gesagt: Die Furcht vor dem Gespenst der Gleichheit.

Die Technik demokratisiert uns zum größten Schrecken einer beschränkten Elite, die jetzt ihre Mittelchen verloren gehen sieht, einige wenige Menschen, die in der Wahl ihrer Eltern vorsichtig genug waren, als etwas ganz Besonderes und Bewundernswertes erscheinen zu lassen. Diese probaten Mittelchen sind: Gute Erb-

schafft und Standesprivilegien bei im übrigen nur mäßiger Intelligenz, um sie schlau und sinnig zu benutzen. Gar schrecklich ist es nun, daß die heranahende Zeit das Verdienst, hohe Eltern zu haben, nicht mehr anerkennen will, daß sie jenen verdieuten Uebelmenschen nicht mehr gestatten will, auf Kosten der Hunderttausende, die zur Gleichwertigkeit verdammt sind, ein individuelles Eigenleben zu führen.

Es droht also jetzt die Vantrotterklärung eines Rechtssystems, in dem nicht mehr das Blut, sondern der Intellekt, die Leistungsfähigkeit, das Verdienst um die menschliche Gesamtheit als Recht begründende Momente gelten — es marschirt die Demokratie. Und kein Zweifel — Freund und Feind erkennen es mit gleicher Schärfe —: Das wird das Werk der Technik!

Kann nicht jeder berufene Schöpfer von neuen individuellen Formen gerade die ungeheure Resonanz der Vertausendfältigung benutzen, um mit einer Macht zu wirken, die noch ganz unbeschreiblich ist? Kann er mit dieser „jedem dienenden Waffe“ der Gleichheit nicht ebenso stark das ihm Widerstrebende in der Kultur-entwicklung aus dem Felde schlagen?

Die künftigen großen Geister werden so schaffen und kämpfen. Sie werden den Schwung von Millionen in ihren Arm legen und mit Kraftstreich einhauen, wenn sie etwas zu sagen haben. Ihre Wirkung wird ein Spiel mit Massen sein, und eine Sprache werden sie führen, ein Strich wird ihnen eigen sein, der in der Kraft der Wiederholung erst seine volle Stärke gegen die Stärke des andern im Kampfspiel der Titanen zeigt. Ihre Siege werden durch Millionen beben: Die Gleichheit wird ihre Wucht verstärken!

Bei Kap Horn.

Von Hermann Horn.

(Schluß.)

Eines Tages, der Wind wehte bei hellem Himmel rasend über die Seen daher, kam auf einmal eine schwarze Gestalt leichtfüßig nach vorne gelaufen, am Mannschaftshause vorüber.

Als einer danach sehen ging, war es die schlanke Frau, die der Kapitän bei sich hatte. Sie stand an der Ankerwinde, ein schwarzer Schleier wehte ihr vom blonden, gefärbten Haar, und ihre Augen blickten verlegen geradeaus, während ein leises, spöttisches, aufregendes Lächeln um ihren Mund lag. Sie spielte mit der einen Hand auf der Ankerwinde, als lasse sie Sand durch ihre Finger gleiten.

Und sie tat, als sehe sie keinen, wie einer nach dem andern geschlichen kam und neugierig und verlegen ihre großen braunen glänzenden Augen, die ein wenig hervorstanden, den roten, vollen Mund und die bleichgepuderten Wangen betrachtete, die so seltsam zum Schwarz und Blond des Hauptschmuckes von Haar und Schleier standen.

Nach einer Weile ging sie langsam, mit zögernden Schritten zurück, als sei sie hier nur spaziert, um frische Luft zu schöpfen.

Aber der grinsende Stuart hielt das Maul nicht, und es siderte doch durch, daß sie Streit mit dem Kapitän gehabt und ihm eine Weinflasche an den Kopf geworfen hatte.

Eine seltsame Aufregung hatte dieser Anblick und seine Ursache in die Köpfe der Leute geworfen.

Es gab einen Miß in ihr dumpfes, schweres Bemühen, all die Anstrengungen als eine unermüdliche Säckung hinzunehmen und durchzuhalten. Der Jörn erwachte plötzlich in ihnen. Sie konnten es besser haben, wenn man sich ihrer besser annahm. Hatte nicht der Kapitän alles zum Wohlleben, und ihnen sorgte man nicht einmal für warmes Essen in dieser schweren Zeit, und plagte sie mit Manövern, die man zu ihrer Schonung klüger einteilen konnte. Denn es war nicht zu leugnen, der Erste lebte mit dem Zweiten in Zank, und was der eine tat, widerrief der andere. Der Schiffer selber streckte kaum die Nase an Deck.

Essen und Schlaf wollten sie. Und es gab große Unterhandlungen im Mannschaftsraum, wie das zu erreichen sei.

Agel, der schreibische Finne, befeuerte sie.

„That is the thing“ (darum handelt es sich), sagte er, „wi dörr nich segge: wi wollt nich — man bloß, wi lönt nich. Wenn se wedder lomt, mit ihre Manövern, denn lönt wi nich mehr, und denn wird sich all dat anner sinnen! — Man bloß keener seggen, wi wollt nich! — Sonst is dat Weuterei und jon Kraam —“

Da zwang es endlich Karl zum Reden, und das Harie und Finjere, das ihn überwältigt hatte, löste sich für einen Augenblick.

Das tat eine Mannschaft nicht, die auf sich hielt. Sie sollten drei auswählen, die sollten zum Kapitän gehen und mit ihm reden. Sonst meinten die Ähtern doch, sie könnten mit einem machen, was sie wollten. — Das hätte man längst tun sollen. — Schon wie der Zweite das erstmal den Philipp geschlagen. Ins Journal hätte der Alte das eintragen müssen, dann wäre alles anders geworden, so wie sich auf einem deutschen Schiff gehöre. Sie hätten das Recht, mit dem Alten zu verhandeln, und man müsse offen sein.

Aber die andern redeten dänisch und schwedisch und englisch, alle durcheinander, und taten, als hätte er nicht gesprochen. Und

Jörn und Verachtung erfüllte ihn wieder, und er sprach kein Wort mehr.

Denselben Tag noch kam's zum Klappen. Vor einer Stunde hatten sie Segel losgemacht, und nun sollten sie wieder festgemacht werden.

Als der Zweite den Kopf zur Tür hereinsteckte, um die Freiwache zu holen, blieben sie alle sitzen, und Agel sagte: „Wi lönt nich mehr, Stürmann.“

Der redete sich auf, als lausche er.

„Was, Ihr wollt nich?“

„Ne, wi wollt schon, Stürmann, wi lönt nich mehr! Et geit nich mehr!“

„Verdammt,“ erwiderte der Steuermann, „mit dem Ersten is das auch nicht mehr zum Aushalten. Recht habt Ihr, Boys. Ich will's dem Alten erzählen.“

Einige Augenblicke verhandelte er mit ihnen, dann ging er. Der Kapitän kam gleich ängstlich angeschossen.

Er hatte das Gesicht noch vom Wurf der Weinflasche her kreuz und quer mit weißem Mull verbunden und fing sofort zu schwächen an. Er war so aufgeregt, daß er in einen Dialekt versiel, den die Matrosen noch nie bei ihm gehört hatten.

„Was is Leite? Was is Leite?“

„Ja,“ sagte Agel, guckte vor sich hin und zuckte mit den Achseln:

„Wi lönt nich mehr!“

Der alte Philipp, der mit seinen kaputen Beinen in der Kofe lag, federte wie ein angeschossener Fuchs giftig unter seiner roten Nase und dem grauen Schnauzbart hervor: „Nix to freten — nix to freten —“

„Ja, Leite, mer können doch de Segels nicht des Deifels werden lassen, das müßt er doch selber einsehen. Mer müssen übers Stach gehen und se fest machen, sonst treiben mer an Land und fahren uff de Steene!“

Die Matrosen guckten vor sich hin und zuckten die Achseln. Aber der Erste, dessen Kopf neben dem des Zweiten neugierig zur Tür hereinsah, kriegte plötzlich den roten Zungen am Kragen, der neugierig auf einer Seelüste sah, und warf ihn mit einem Tritt zur Türe hinaus.

„Was hast Du dabei verloren?“ brüllte er. „Naus mit Dir, Naus!“

Mit einem irren Lächeln warteten die Matrosen, bis das gesehene war, bevor sie wieder in unbeholfener Abwehr die Schultern schüttelten.

Da ward der Leichtmatrose Karl totenbleich und ging. Als er an Deck kam, würgte es ihn, bis er die grüne Galle spie.

Wald kam die andere Mannschaft an Deck gestapft, und sie hatten zwei Stunden zu arbeiten.

Aber am Abend gab es Cornedbeef mit Kartoffeln, und der Stuart brachte einen Korb voll Konserven und Wein.

Der Leichtmatrose Karl langte nicht gierig danach, wie die anderen.

„Se,“ sagte er, „nun habt Ihr ja doch gekonnt, und wenn der Alte will, hat er Euch in der Tasche. Denn laßt Euch weiter prügeln und Eure Jungens zu ihrer Vergnügen aus Eurem Logis schmeißen.“

„Gott verdamme mich,“ schrie Agel, „halt dat Mull!“

Er riß die Gabel aus dem Tische, worin sie saß, um sein Essen festzuhalten.

In diesem Augenblick kam ein Brecher über und das Schiff begann zu schlingeln. Eine der festgelassenen Seefisten rutschte quer über, ein paar Matrosen purzelten zu Boden, und der Zylinder der schaukelnden Lampe knackte und fiel herab, daß der Docht in schwarzer Flamme zu ruhen begann.

Als das Schiff sich wieder beruhigt hatte, muhten sie ihr Essen vom Boden zusammenfuchen und Agel trieb die Gabel wieder in den Tisch.

„Verdamme mich,“ sagte er, „Seelüt sind od nich mehr als Hunde —“

Er guckte einen Augenblick vor sich hin, baumelte mit seinen Beinen zur Kofe hinaus, und dann warf er sich mit einem Ruck ganz auf seine Lagerstatt und schlief gleich ein.

Nach zwei Stunden muhten sie wieder heraus, um mit der anderen Wache Segel zu sehen, dann ging die zur Kofe und sie standen wie jede Nacht in einem schwarzen Klumpen vereint neben dem Steuerrad.

Der Mond war untergegangen, der Wind heulte und aus der schwarzen Dunkelheit über dem Wasser hörte man die Wellen rauschen, und ihre weißen, breiten Kämme kamen bisweilen bis zu ihnen heraufgehtiegen.

Der Erste rauchte eine Zigarre und sprach bisweilen unverständliche Worte vor sich hin. Er roch nach Branntwein und seine große dicke Gestalt redete sich ab und zu schwerfällig, als fühle er sich ganz behaglich.

Einmal wandte er sich an Karl: „Das war ein Fraß, heute nacht, was?“

Als der verdürrt schwieg, schien er es nicht zu merken, und paßte an seiner Zigarre, die ein paar rote Funken verspritzte. Nach einer Weile warf er sie weg, und wandte sich behaglich an den roten Zungen: „So,“ meinte er, „Dir werden die Knochen steif hier; geh mal Mitschiffs und guck, ob's kein Tautwerk aufzuschließen gibt.“

Der Junge ging und blieb fort. Nach einer Weile verschwand auch der Erste in seiner Kammer.

„Du geist da! Sup,“ sagte Axel, und machte mit der Hand die Bewegung des Trinkens.

Der antwortete nicht. Als aber eine schwere See übergegangen war, und er sich anschickte, nach dem roten Jungen zu sehen, schloß sich Axel ihm an.

Das Schiff lag schwer nach Lee über, und als sie die Treppe vom Achterdeck heruntergegangen waren, wateten sie tief im Wasser, das hier noch nicht abgelassen war.

Mitschiffs brüllte Axel den Namen des Jungen in den Wind hinein. Karl tappte ins Logis, ob er sich dort nicht verkrachten hätte.

„Nicht da?“ frug Axel.

So tappten sie weiter im Dunkel umher und brüllten gemeinsam seinen Namen.

Aber es kam keine Antwort.

„Verdammt, wo ist der Bengel,“ machte Axel, und stampfte mit dem Fuß auf.

Auf einmal zauderte er. „Da ist was,“ sagte er, und griff in das Wasser, in dem sie standen.

„Da liegt he,“ fuhr er nach einer Pause fort.

Sie sahen an und zogen den Jungen aus dem Wasser. Er war kalt und ohne Bewegung.

Axel hielt sich mit der einen Hand fest, mit der andern hatte er den Verunglückten untergefaßt, und Karl betastete dessen kaltes Gesicht. Auf einmal schauderte es ihn, er fühlte, daß er sich den Schädel an einer eisernen Kante der Moeling eingeschlagen haben mußte.

Da hörte er neben sich noch einen andern patzchen, und des Ersten Stimme war dicht an seinem Ohr.

„Na,“ frug er, „wo ist der rote Blis?“

„Er ist tot,“ sagte Karl.

„Was?“ schrie der Steuermann.

„Tot ist er,“ sagte Karl zurück, und war auf einmal in einer wilden Erregung.

„Ach was, und wenn, is nicht schade um ihn!“

Nun sah Karl des Ersten dieses Gesicht, von dem weißen Bart umrahmt, wie erleuchtet vor sich. Vielleicht sah er's in Wirklichkeit gar nicht, vielleicht benahm er sich in Wirklichkeit ganz anders, aber er sah dies Gesicht in seiner Trunkenheit gleichmütig ins Dunkle starren, und er hörte ihn für sich in singendem Ton irgendwelche Verse sprechen.

Und plötzlich hatte er dem Ersten in das fette Gesicht geschlagen und wußte nichts von sich aus Gram und Wut, und schrie mit einer auffammernden Stimme: „Er ist auch ein Mensch — auch ein Mensch!“ und schlug noch einmal zu.

Der Erste strauchelte und fiel ihm in den Arm, gerade als sich eine schwarze Wasserwand brüllend über ihnen erhob.

Zum Trich wilder Verteidigung kriegte er den schwereren Mann, der vom Wasser getragen wurde, zu fassen, hob ihn auf, hielt ihn der strömenden Masse entgegen und stieß ihn dann von sich in wilder Raserei, als das Schiff sich erhob und nach der anderen Seite schwanke. Er wurde mit hinübergeschwemmt und gegen ein Bündel Tauwerk geworfen, an dem er sich festhalten konnte.

Er lauschte und blickte um sich, sah jedoch nirgends etwas vom Ersten. Das ganze Deck schäumte weiß von Wasser, und die schwarzen Gestalten der Mannschaft lösten sich vom Achterdeck und kamen hindurchgestapft.

Der Bootsmann und der Zweite waren dabei. Der Kapitän war zufällig an Deck gekommen und hatte befohlen, die andere Wache zum Segelsteigmachen herauszuholen.

Da wollte Karl nichts anderes mehr sehen und hören und stürzte sich mit den anderen an die Arbeit.

Oben auf dem Mast sah er einmal unter der Marsraa im Pferd, in dem die anderen standen, und wollte ihnen den Strid zum Verschneiden des Segels zuwerfen.

Neben sich sah er ein paar Beine, und er zupfte daran und schrie, man solle das Ende wahrnehmen.

Als er nicht gehört wurde und zum zweitenmal nach den Beinen griff, blickte sich der neben ihm zu ihm herab und schlug ihn über den Kopf.

Es war Axel.

„He,“ schrie der ihm zu, „willst Du mich od über Bord werfen?“

Da wußte Karl, was er getan hatte, und schwieg.

Als aber nachher nach dem Ersten geforscht wurde, sagte Axel aus, er habe ihn nicht gesehen, und erzählte, wie sie den roten Jungen gefunden hatten.

Der Erste war nicht mehr aufzufinden.

Die Mannschaft ging zur Koje, und wie Karl in die Türe zum Logis eintrat, wandte sich Axel einen Augenblick nach ihm um und sagte: „He, diesmal bis Du aber od nich open (offen) gewesen!“

Karl drängte an ihm vorbei und schlief sofort ein, als er sich niedergelegt hatte.

Es war Morgen als er erwachte, und durch das runde Puffauge seiner Koje sah er über der wilden grünen See den blauen Himmel lachen. Dicht bei ihnen war ein großes Schiff, halb mit Segeln besetzt, die weiß in der Sonne leuchteten, und ließebeugt vom Wind war es drauf und dran an sie vorbeizugeseln.

Dann riß einer die Türe auf, und kam lachend heringesprungen.

„Hurra,“ schrie er, „vor dem Wind! — Vier Stunden mehr und Kay Horn ist passiert!“

Sie sprangen alle auf und begannen freudig erregt zu schwagen. Wie das zugegangen sei, und nun läme das gute Wetter und das Meer hätte nun sein Opfer; und nach all dem Schwere und Traurigen sprang nun ihre Freude frisch hervor und war nicht zu halten.

Durch das Gemir der Stimmen und die vielen bewegten Arme und Körper fühlte Karl die Augen Axels, als seien sie jagend auf ihn gerichtet, und konnte den Blick nicht erheben.

Er zog seine Jacke an und ging in Hemd und Hose an Deck.

Er dachte gar nicht an das, was heute Nacht passiert war.

Eine flattere Trauer sah jedoch in ihm, nachdem er des Mitschiffers Blick auf sich gefühlt hatte.

Er bläute zu den heute Nacht wieder geflehten Segeln hinauf, sah zu dem fremden Schiff hinüber, das mit bunten Flaggen signalisierte und hörte die Wäsche flattern, die seine Kameraden schon zum Trocknen in den Wind gefängt hatten. Es waren ihm keine Zeichen, bei denen er hätte freudig vertreiben können, denn er fühlte sich säuer das Schicksal, das auf ihm lag.

Dann zog es ihn nach vorne zur Ved. Dort im Dämmerigen, unter dem Heberbau, zu Füßen von allerlei Gerümpel und Tauwerken, lag der rote Junge.

Er war nur im Hemd und Hose. Die schneeweißen, vom Wasser runzlig aufgeweichten Beine waren verkümmert, der schwächliche Knochenleib schien eingesunken, und die Oberlippe hatte sich weit hinausgeschoben, daß die Zähne fleischten.

Dies Totenbild mußte er lange betrachten. Der unheimliche kalte Hauch, der von ihm ausging, durchzog ihn, es fraß sich tief in sein Inneres und erwiderte darin einen wilden, sinnlosen Jammer, während er niederbockte in der Dämmerung neben der Leiche und keinen Laut von sich gab.

Er wußte nicht, wie es gekommen war, daß aus der fröhlichen Sicherheit und Arbeitslust, mit der er diese Reise begonnen hatte, dieser schwer lastende Fluß geworden war, und wie die größte Freude und der Stolz seines Lebens sich gegen ihn gewandt hatten. Hier hatte er, im Hauche des Todes gefangen, den Blick auf die Vernichtung gesetzt, und um die Freude betrogen, die in den andern lachte und weiter lachen würde.

Er dachte an all das nicht, aber es stand als sein Schicksal über ihm und grub die Wunden seines Lebens in ihm.

Zu Valparaiso, wo sie anliefen, schied er sich von dem Leben, das er einst so geliebt hatte, und das ihn zu zürewollter Stellung hätte tragen sollen und getragen hätte. Er defektierte und schlug sich quer ins Land, um irgendwo Arbeit zu suchen.

Axel hatte ihn nicht verraten, aber dennoch inschellen sie an Bord, er hätte den Ersten auf die Seile gebracht.

Kleines Feuilleton.

Erdfunde.

Die Willkly-Insel. Kapitän Willkly, Chef der russischen hydrographischen Expedition, hat vor kurzem in Wladivostok einen interessanten Vortrag über seine Polarpedition gehalten, die bekanntlich zur Entdeckung einer neuen Insel unweit der Bennet-Insel führte, die dem Territorium Rußlands angegliedert wurde. Am 7. (20.) August, erzählte Willkly, zeigten sich weit am Horizont verschwommene Umrisse; es war nicht zu erkennen, ob wir uns einer auf einer Sandbank ruhenden gigantischen Eisscholle näherten oder einem neuen Lande. . . . Nach kurzer Zeit konnten wir mit Sicherheit feststellen, daß es Land war. Um 5 Uhr morgens am 8. (21.) August nahmen wir den Kurs darauf und gingen hart am Ufer vor Anker. Das neuentdeckte Land stellte eine Bergmasse dar, die sich steil aus dem Ozean erhebt. Dieses Land hat offenbar noch nie eines Menschen Fuß betreten. Auf der Spitze eines der Berge hatte ruhig ein Eisbär, der von uns sofort erlegt wurde. Auch Walrosse, Polarfüchse fielen uns alsbald auf und zahlreiches anderes nördliches Getier. Wir setzten bald ein Boot aus, um die Bucht auszumessen, und eine Expedition begab sich auf den Gipfel des Berges, um dort die russische Nationalflagge zu hissen. Der Aufstieg war recht schwer; wiederholt stieß man auf Eisbären, die jedoch äußerst scheu waren und vor unsern Mannschaften davontiefen. Selbst der unbewaffnete Arzt der Expedition, Dr. Staralobomski, der die Bergmassen allein hinaufstieg, um Sammlungen zu machen, konnte ruhig vor drei Bären davongehen, die er auf einer Felsplatte antraf. Der Trupp, der die Flagge errichtete, mußte jedoch zum Selbstschutz einige Bären erlegen; da der Weg sehr schwierig war, konnten sie nicht zum Schiff geschleppt werden; nur ein Bärenschädel wurde für die Petersburger Akademie der Wissenschaften mitgenommen. Die neue Insel erhielt die Bezeichnung „Land Jar Nikolaus II.“ Der gegebene Name wäre in diesem Falle Willkly-Insel gewesen, denn mit geographisch nichtsagenden Monarchennamen hat der große Anflug des Byzantinismus die Landkarte längst bis zum Ueberdruß bespflastert.